

Leseprobe

Alexander Huberth

Bauernhochzeit

Der erste Fall für Samson und Leo

2015 Alle Rechte vorbehalten. Vervielfältigungen jeder Art sind nicht gestattet.

Prolog

Eduard Schneider hatte nie darüber nachgedacht, wie er sterben wollte. Er lebte, und eines nicht mehr allzu fernen Tages würde er tot sein. Punkt.

Doch wenn Schneider je darüber nachgedacht hätte, dann hätte er sich dafür entschieden, seinen letzten Atemzug hier oben auf seinem Hochsitz zu machen. An einem klaren Septembertag wie heute, Freddy, den altersschwachen Beagle an seiner Seite, vielleicht noch einen letzten erfolgreichen Schuss auf eine Wildsau. Und dann umfallen. Ja, das wäre ein würdiges Ende gewesen.

Doch der Tod kam anders.

Er nahte aus dem Wald.

Vor drei Stunden war Schneider auf den Hochsitz geklettert, mit Freddy im Rucksack. Jetzt wärmte ihm der Hund die Füße. Schneider saß auf seinem Hocker, schlürfte Tee, den er in einer Thermoskanne mitgebracht hatte, und dachte an Elisabeth.

Er dachte immer an Elisabeth. Vor elf Monaten war sie gestorben – nach 61 Jahren Ehe. Eben backte sie noch einen Zwetschgenkuchen, im nächsten Moment fiel sie um. Hirnschlag, hatte der junge Arzt gesagt. Und dass sie tot war, noch bevor sie auf dem Boden aufschlug. Schneider vermisste sie schrecklich. Ohne sie fühlte er sich noch älter als er mit seinen 85 Jahren ohnehin war. Überhaupt hasste er es, alt zu sein. Nichts funktionierte mehr richtig; ein schwaches Herz, überforderte Nieren, ein träger Darm. Dazu knirschte es in allen Gelenken. Einzig die Ohren verrichteten ihren Dienst gewissenhaft. Und so

hörte er die Stimmen, lange bevor er die dazugehörigen Männer sehen konnte. Sie kamen den Waldweg hinauf, gleich würden sie um die Ecke auf die kleine Lichtung biegen und an seinem Hochsitz vorbeispazieren. Schneider wollte eben aufstehen, um freundlich zu grüßen, als sich aus dem Gemurmel eine Stimme erhob.

»Mann, du Penner, pack das Ding weg! Hast du sie noch alle?«

Schneiders Instinkte schlugen Alarm. Er duckte sich hinter die Holzverschalung des Hochsitzes und hoffte, dass Freddy stillhielt. Der Hund tat ihm den Gefallen – er lag regungslos da und atmete ruhig. Durch die Holzritzen beobachtete Schneider den Weg. Die Männer stritten sich noch immer, hinter den Bäumen bewegten sich ihre Schatten vorwärts. Gleich darauf tauchten die Wanderer auf. Sieben Männer in typischer Wanderkleidung: Kniebundhosen, Stiefel und bunte Nylonrucksäcke. Alles neu, alles kaum benutzt.

Schneider hatte in seinem Leben schon unzählige Wandersleut' getroffen. Aber er wollte freiwillig einen Fencheltee trinken, wenn ihm schon einmal eine Gruppe untergekommen war, die so wenig in den Wald passte, wie diese seltsamen sieben. Ein Haufen Anzugträger im heimischen Hühnerstall hätte nicht fremdartiger wirken können. Der Kräftigste der Männer, ein Zwei-Meter-Koloss, versuchte ungeschickt, etwas in seinen Rucksack zu packen. Dabei hätte er sich beinahe seinen langen Bart eingeklemmt.

»Geht das auch schneller?«, herrschte ihn ein anderer an. Er war deutlich kleiner, mit seinen kurz geschorenen Haaren sah er aus wie einer dieser Neonazis, die Schneider manchmal in Fernsehkrimis oder der Tagesschau sah.

Selbst auf seinem Platz in dreieinhalb Metern Höhe erschrak Schneider, als die eiskalten blauen Augen des Kurzgeschorenen aufblitzten. Auch der Hüne schien Respekt zu haben. Hastig packte er seine Waffe weg.

»Was denkst du dir eigentlich dabei, mitten im Wald eine Maschinenpistole auszupacken? Echt Mike, du bist so bescheuert, wie du groß bist!«, sagte der Typ mit den kalten Augen. Er klatschte dem Hünen mit der flachen Hand auf den Hinterkopf.

»Ich dachte halt, ich guck mir die Pistole mal genauer an. Aber eigentlich wollt ich nur ein Brot aus dem Rucksack holen. Ich hab Hunger. Aber da is nix mehr im Rucksack. Was mach ich jetzt? Ich hab so Hunger. Is es noch weit?«

»Du bist so scheißblöd. Wieso frisst du auch alles in der ersten halben Stunde auf? Ja, verdammt, es ist noch weit. Und jetzt mach, dass du weiterkommst.«

Die Männer passierten den Hochsitz und verschwanden im Wald. Schneider atmete auf. Ob er der Polizei von seiner Beobachtung berichten sollte? Lieber noch kurz warten, bis die seltsamen Wanderer außer Sicht- und Hörweite waren. Er lehnte sich zurück. Die ersten wärmenden Sonnenstrahlen streichelten seine Haut, es würde ein schöner Tag werden. Er schloss die Augen, streckte die Beine aus – und trat dabei auf Freddys Hinterpfoten. Der Hund jaulte. Schneider riss die Augen auf. Hatten die seltsamen Wanderer das Jaulen gehört?

Die Sekunden vergingen. Alle noch verbliebenen Muskeln in Schneiders ausgezehrem Körper spannten sich an. Sein Herz drohte seinen Brustkorb zu sprengen, so heftig klopfte es. Er betete stumm. Doch Gott erhörte ihn nicht.

Sie kamen zu zweit. Der mit den kalten Augen und ein anderer, blond und zierlich. Die große Brille mit dickem schwarzem Rand ließ ihn aussehen wie einen etwas jung geratenen Literaturprofessor. Nur die Waffe in seiner Hand passte nicht ins Bild.

Schneider machte sich so klein wie möglich und hielt die Luft an. Die Männer suchten den Waldrand und die Lichtung ab. Mit ihren Waffen schoben sie Zweige und Brennnesseln zur Seite.

»Wahrscheinlich irgendein Vieh«, sagte der mit der Brille.

»Kann sein.« Der andere schraubte einen Schalldämpfer an seine Pistole. »Kann aber auch nicht sein.« Vor dem Hochsitz blieben sie stehen.

Schneider versteifte sich wie eine Holzpuppe. Daran, nach seinem eigenen Gewehr zu greifen, das neben ihm lag, dachte der alte Mann nicht.

Der mit den Killeraugen sah sich misstrauisch um, bis sein Blick am Hochsitz hängen blieb. Er sprang schnell die Stufen nach oben. Schneider kniff die Augen zusammen, alles in ihm verkrampfte sich. Er spürte, wie der Mann ihn ansah, hörte, wie er die Luft zu einem trockenen Lacher ausstieß. Schneider öffnete langsam die Augen und sah dem Gangster, der gleich zum Mörder werden würde, mitten ins Gesicht. Er sah nichts als Kälte. Die eisigen Augen durchbohrten ihn.

»Ein alter Penner und ein dreckiger Köter«, sagte der Mann kopfschüttelnd. »Ein Penner und ein Köter.« Er griff nach Schneiders Gewehr.

Freddy war alt und müde, aber seine Urinstinkte funktionierten noch. Er witterte Gefahr. Für sich, aber vor allem für sein Herrchen. Die Gefahr ging von der

unangenehmen Stimme aus, von der Hand, die sich schemenhaft an seinen fast erblindeten Augen vorbeischoß. Er schnappte nach ihr.

Doch die Hand war schneller. Sie packte den Hund am Nacken, knallte ihn an die Holzwand. Dann griff sie wieder zu und schleuderte ihn aus dem Hochsitz. Freddys Genick brach, als er in einem Meter Höhe gegen einen Baum prallte.

Schneider stieß einen erstickten Schrei aus. Dann betete er erneut, jetzt mit lauter, trotziger Stimme. »Vater unser im Himmel ...«

Der Mann hob seine Waffe und drückte ab. Schneider nahm den Schuss nicht mehr wahr, er spürte nicht, wie die Kugel in seinen Kopf und in sein Hirn drang.

Er trat seine letzte Reise an.

1

Dieser Gestank. Es hätte so schön sein können, ohne diesen fürchterlichen Gestank.

»Samson«, rief ich, »du bist echt eine Pottsau!« Samson sah mich fragend an, dann machte er ungerührt weiter sein Geschäft.

»Oh Scheiße! Er hat Durchfall«, sagte ich zu Johann, der sich ans Auto lehnte, die Sonnenbrille mit seinem Seidenhemd reinigte und die Aussicht über den Schwarzwald genoss. Der Tag war so klar, dass in der Ferne die Alpen aus dem Dunst auftauchten. Ich hatte dafür keinen Sinn, ich machte mir Gedanken über andere Berge. Berge aus Hundekacke, die Samson produzierte, und, wie ich befürchtete, an diesem Tag noch mehrfach produzieren würde.

Johann polierte seelenruhig weiter seine Brillengläser, obwohl die bereits genauso blitzblank waren wie seine schwarzen Lacklederschuhe. »Ach Leo. Kein normaler Mensch nimmt einen Hund mit zu einer Hochzeit. Und so einen schon gar nicht.« Er nickte in Richtung Samson, der gerade dabei war, seine anstrengende Arbeit zu beenden. Ein letzter Drücker, und der riesige irische Wolfshund erhob sich wieder zu voller Größe.

»Ist ja gut. Das hast du mir jetzt schon mehrfach gesagt und ich hab's dir schon mehrfach erklärt. Für einen Bullen bist du erstaunlich begriffsstutzig.« Langsam war ich genervt. Von Johann, von Samson und von der bevorstehenden Hochzeit sowieso.

Natürlich hatte Johann recht, es war völliger Schwachsinn, einen Wolfshund mit auf eine Hochzeit zu

nehmen. Vor allem, wenn es nicht mal der eigene ist. Aber Mandy, meine Tippse – sie nannte sich hochtrabend »Assistentin« –, hatte mir praktisch keine Wahl gelassen. Sie müsse am Wochenende unbedingt weg, da sei so ein knackiger Typ, der sie zu einem Wochenendtrip nach Paris eingeladen habe. Nach Paris! Das müsse man sich mal vorstellen, Stadt der Liebe und so. Das sei ja alles so romantisch. Hach.

Sie hatte mich schmachttend angesehen, sofern man überhaupt schmachttend gucken kann, wenn das ganze Gesicht voller Metall hängt. Piercings, wohin das Auge reicht. Auf jeden Fall wolle sie unbedingt mit, weil, es sei eben so, der Kerl sei ja so was von süß und anders als ihre bisherigen Freunde sogar gut bei Kasse, sonst könnte er sie ja kaum einladen.

Ich hatte erst einen ihrer bisherigen Lover kennengelernt, der hing ebenfalls voller Metall und war ansonsten eine ziemliche Null. Er ließ sich von ihr aushalten, von ihrem schmalen Einkommen als Kellnerin und als Detekti-Tippse bei mir. Angeblich arbeitete er in einem Piercing-Studio und er habe es echt voll drauf, wie Mandy mir versicherte. Trotzdem jagte sie ihn nach ein paar Wochen in die Wüste, wo er meiner Meinung nach auch hingehörte.

Jetzt aber sei alles anders. Sie schwärmte noch ein bisschen, bis vor meinem inneren Auge ein Prinz auf einem weißen Schimmel angeritten kam, die Krone auf dem Kopf, den güldenen Wams am muskulösen Körper, das Säckchen mit den Goldtalern schwingend. Süßlich lächelnd würde er meine ein Meter fünfzig hohe Tippse aufs Pferd hieven.

»Bittebittebitte, Leo«, hatte Mandy gebettelt und dabei gehechelt wie Samson, wenn jemand ihm ein Stück Fleisch vor die Nase hält. Ich müsse mich an dem Wochenende um den Hund kümmern, weil, es sei halt so, dass ihre Mutter eben an diesen zwei Tagen verhindert sei, sie fahre nämlich nach Chemnitz zu ihrer Schwester, also zu Mandys Tante und das sei schon totaaaaal lange ausgemacht. Und sonst wolle sie Samson niemandem anvertrauen, schließlich möge er mich ja so sehr, mich und Luigi, meinen kleinen schwarzen Kater.

Ich lehnte rundheraus ab, schon aus Prinzip. Immerhin bin ich ihr Chef, wie käme ich dazu, auf ihre Töle aufzupassen? Aber sie bettelte noch ein bisschen und am Ende quoll sogar eine Träne aus einem ihrer Augen, kullerte über diverse Ringe und Knöpfe und tropfte zu Boden. Weichherzig, wie ich nun mal bin, willigte ich schließlich ein.

Mandy ließ einen Schrei los, hüpfte an mir hoch und fiel mir um den Hals. Keine einfache Leistung, wenn man bedenkt, wie winzig sie ist und wie groß ich bin. An knapp über zwei Meter muss so ein Zwerg erst mal hochspringen. In ihrem Enthusiasmus versicherte sie mir, dass ich der tollste Chef der Welt sei, ach was, ich sei mehr als ein Chef, ein echter Freund sei ich, absolut cool, echt; und das, obwohl ich ja schon ziemlich alt sei. Noch bevor ich protestieren und ihr erklären konnte, dass Vierunddreißig nun wirklich nicht alt ist, zückte sie ihr Handy, rief ihre neue Eroberung an und säuselte ins Telefon, dass es klappe am Samstag und dass sie sich sehr, sehr freue. Sie hörte sich dabei ein bisschen damenhaft, geheimnisvoll und verführerisch an. Bei mir klingt sie meistens zickig. Irgendwas mache ich falsch.

Das mit dem Falschmachen hat bei mir Methode. Spätestens, seit mir eine entfernte Tante vor einigen Jahren völlig überraschend gut eine Million Mark vererbt hatte. Damals wollte ich besonders schlau sein: Ein Drittel des Geldes investierte ich in mein schmuckes Altbaueigenheim inklusive Sanierung, der Rest sollte mir ein sorgenfreies Leben garantieren. Und eins ohne festen Job. Also kündigte ich bei der Polizei und beendete fröhlich mein Beamtenum auf Probe.

Es war eine großartige Zeit damals, eine, in der Abenteurer und Visionäre groß herauskamen. Sie mussten nicht viel tun, sondern sich nur im Internet engagieren. Finanziell gesehen. Alle machten mit, alle wurden reich und so steckte auch ich mein Geld in den Neuen Markt. Kaufte Aktien, die abgehen würden wie Raketen. Und tatsächlich, nach ein paar Monaten hatte sich mein Geld mehr als verdoppelt. Ich war Millionär. Ach, wie ich das Leben liebte.

Ein Jahr später war fast alles weg. Die Blase geplatzt, das Geld verbrannt. Als die Kurse in den Keller rauschten, verkaufte ich nicht, sondern glaubte den Versprechungen, dass sich die Unternehmen, in die ich investiert hatte, schon wieder erholen würden. Sie taten es nicht.

Als ich aus dem Börsenrausch erwachte, gab es die D-Mark nicht mehr und ich hatte noch dreizehntausend Euro übrig. Kurz darauf empfahl mir ein Freund eine Aktie namens Google. Das sei eine Internet-Suchmaschine, die abgehen würde wie ein Zäpfchen. Ich lachte nur und legte mein Geld zu drei Prozent aufs Festgeldkonto. Statt mich in der Sonne zu aalen und mir von schönen Frauen Cocktails reichen zu lassen, gründete ich die Detektei Leonardo. Leonardo wie Leonardo Buchfink. So heiße ich.

Den Vornamen habe ich meiner Mutter zu verdanken. Seit ich sechs Jahre alt bin, erzählt sie mir immer an meinem Geburtstag, dass ich in Florenz gezeugt wurde. Die erste Reise meiner Eltern, die über die Grenzen des Schwarzwalds hinausging, sei es gewesen. Erst ein Besuch in den Uffizien, anschließend ins Hotel und dann... zack! Die Schilderungen dessen, was im Hotel passierte, wurden von Jahr zu Jahr ausführlicher. Nichts, was ein Sohn von seinen Eltern wissen will. Jedenfalls: Als meiner Mutter klar wurde, in froher Erwartung zu sein, war sie ganz sicher: Dieses Kind der Liebe konnte nur in jenem Hotel in Florenz entstanden sein. Am Abend nach dem Uffizien-Besuch.

Sie wollte mich Michelangelo nennen, was mein Vater aber gerade noch verhindern konnte. Sie einigten sich auf Leonardo. Selbstverständlich nennen mich alle Leo. Alle – bis auf meine Mutter.

Aber Florenz war jetzt weit weg, die Zeugungsfantasien meiner Mutter zum Glück auch. Ich quälte mich an diesem schönen Spätsommersamstag mit dem Auto, mit Johann und mit Samson durch den kurvigen Schwarzwald, auf dem Weg in mein Heimatdorf, auf dem Weg zu einer Hochzeit, die ich am liebsten verdrängt hätte. Es wäre mir beinahe gelungen. Die Eheschließung war mir nämlich erst wieder eingefallen, als mich Johann am Donnerstag angerufen hatte, um zu fragen, wann ich ihn abholen würde.

»Abholen? Wohin?«

»Hallo? Jemand zu Hause? Am Samstag heiratet Katrin, die Heldin deiner Jugend, die Frau deiner feuchten Träume, das Mädchen, das dich aus mir schleierhaften Gründen zum Mann gemacht hat, damals, als du noch jung

und attraktiv warst. Wir werden uns dort heillos betrinken und später irgendeine Dorftrulla flachlegen. Deshalb, mein Lieber, sollst du mich am Samstag abholen. Also, wann?«

Ich hatte mich am Hintern gekratzt, was ich immer tat, wenn ich hilflos war. Keine gute Angewohnheit. »Ups, die Hochzeit habe ich völlig vergessen. Tja, wir werden alle nicht jünger.«

»Vergessen! Blödsinn! Du hast die Hochzeit verdrängt. Weil du nicht ertragen kannst, dass deine erste große Liebe einen anderen heiratet.«

Verdammt, er kannte mich echt zu gut.

»Quatsch«, sagte ich. »Ich hab's einfach verpennt. Kann ja mal passieren. Ist eh egal, ich kann sowieso nicht. Du musst alleine hin.«

Kurze Stille in der Leitung. Tiefes Einatmen. Dann eine scharfe Stimme. Ich kannte diese Stimme. So redet Johann mit Kriminellen, die er verhört.

»Leo, du kommst mit. Eine Hochzeit ist kein Spieleabend, die sagt man nur ab, wenn man schwer krank ist, tot oder selbst vor den Altar gezerzt werden soll. Bei dir trifft nichts davon zu, also kommst du mit. Alles andere wäre geradezu kriminell!«

Jetzt übertrieb er aber.

»Ich kann aber wirklich nicht. Mir ist was total Wichtiges dazwischengekommen. Tut mir echt leid.«

»So?« Johans Stimme klang gefährlich leise. »Was denn?«

»Also, hm, was Wichtiges halt. Es ist nämlich so, dass ... mhm... also ...«

»Leo! Du bist so ein schlechter Lügner. Du kommst mit, Punkt!«

»Ich muss auf Samson aufpassen«, platzte ich in meiner Not heraus. »Samson hüten, du weißt schon, Mandys Hund.«

»Ich weiß, wer Samson ist. Er hockt ja ständig in deinem Büro und ist weder zu übersehen noch zu überriechen.«

»Also, das Wort überriechen gibt es ja eigentlich nicht, das heißt irgendwie anders, wie sagt man denn ...«

»Lenk nicht ab. Du und Mandy, ihr werdet eine andere Lösung finden müssen. Irgendwer wird den Höllenhund schon hüten. Also, wann holst du mich ab?«

Wir einigten uns auf dreizehn Uhr.

Selbstverständlich hatte ich keine andere Lösung für Samson gefunden. Ich hatte nicht einmal eine gesucht. Schließlich konnte ich schlecht jemanden bitten, einen Hund zu hüten, der nicht einmal mir gehört. Und der zudem die Ausmaße eines argentinischen Weiderinds hat. So kam es, dass ich bei Johann vorfuhr, die obligatorischen fünfzehn Minuten zu spät.

Er wartete schon ungeduldig an der Straße, wie immer aus dem Ei gepellt mit Anzug und Hemd. Immerhin ohne Krawatte, schließlich war Wochenende, da mag Johann es gern leger. Nachdem ich angehalten und ihn begrüßt hatte, nachdem er einen genervten Blick auf die Armbanduhr geworfen hatte, nachdem also der übliche Quatsch erledigt war, schlenderte Johann zum Kofferraum meines bescheidenen Skoda-Kombis, um sein Rollkofferchen zu verstauen. Er öffnete die Klappe – und schlug sie gleich wieder zu.

»Was ist das?«, fragte er.

»Samson. Ich dachte, du kennst ihn. Das ist der Hund von Mandy.«

»Danke für die Belehrung. Was macht Samson in diesem Auto? Ist er der Trauzeuge? Oder eine Brautjungfer? Was, bitte, willst du mit diesem Höllenhund bei Katrins Hochzeitsfeier?«

»Er wird schon nicht stören«, sagte ich, während ich die hintere Tür öffnete und Johanns Koffer neben meiner Sporttasche abstellte.

»Sicher?« Johann rümpfte die Nase. Anscheinend hatte Samson Blähungen. Unschön, aber so was soll dem feinen Herrn Johann auch schon widerfahren sein.

»Klar«, sagte ich.

Johann zog die Augenbrauen hoch, ließ sich kopfschüttelnd auf dem Beifahrersitz nieder und wechselte das Thema. Fußball geht schließlich immer.

Nun also gönnten wir uns eine kleine Pause auf dem Aussichtsparkplatz, den mehrere Rentnerpaare bevölkerten, die misstrauisch zu uns herüber sahen. Ich weiß nicht, ob sie Angst vor Samson hatten oder vor uns. Vermutlich hielten sie uns für schwul und das ist im tiefen Schwarzwald immer noch suspekt. Dort ist man nicht schwul.